

Letztens wurde das Gebäude, das auf der gegenüberliegenden Straßenseite der Redaktion stand, abgerissen. Ein Vorgang, den wir – es sei nur an den diesjährigen Bauwelt-Kongress erinnert – fachlich nicht gutheißen und den wir auch bezüglich Lärmbelästigung und Luftverschmutzung nicht gerade genießen konnten. Ganz anders die Gruppe von Grundschulern, die eines Vormittags (und am nächsten Tag nochmal) hinterm Bauzaun stand und das Spektakel mit allen Sinnen in sich aufzog. Bei jedem Brocken des Hauses, den der Bagger mit seiner monströsen hydraulischen Zange abriss und in die Tiefe stürzte, jubelten, ja grölten und johlten die Kinder vor Freude, vor innigstem Genuss an der Zerstörung, dem Gepolter, den Staubwolken.

Gehässige SUV-Fahrer mit Fuck-you-Greta-Aufkleber über dem Auspuff mögen jetzt Witze reißen über den ach so umweltbewussten Nachwuchs, während moralinbittere Klimakleber den Zeigefinger erheben werden und als nächstes eine Grundschule blockieren oder mit Kartoffelbrei bewerfen – aber wer frei von jenen Trieben ist, der werfe den ersten Stein! Wer hat nicht im Schweiß seines Angesichts eine Sandburganlage gebaut, deren Ausmaße die Marienburg vor Neid erblassen ließen, nur um sie dann mit einem Tsunami aus dem Wassereimer zu fluten oder mit einem Erdbeben nackter Füße dem Sandkastenboden gleich zu machen? Wessen Herz ließ es nicht höher schlagen, als fast eine Tonne Sprengstoff den Frankfurter AfE-Turm in sich zusammensackten ließ, als sei er aus Pappe?

Es sei uns hier ein Vorschlag zur Güte erlaubt: Abreißen und Sprengen sollte wieder etwas Besonderes werden, ein Event wie Silvester – ja, man könnte sogar Gebäudeabriss und Feuerwerk kombinieren, zur zünftigen Ventilsitte für die gelangweilte Wohlstandsgesellschaft gebündelt. Was für ein Fest wäre es, wenn der Countdown zum Jahreswechsel auch der Countdown zur kontrollierten Sprengung des Humboldtforums wäre, welch ein Anblick und welch eine Geräuschkulisse Punkt null Uhr! So hätten wir das ganze Jahr über Ruhe und in einer Nacht ein gewaltiges Donnerwetter, institutionell eingeeht und zeitlich klar begrenzt. Es wäre dem zu derben Possen aufgelegten Kind in uns ebenso wie dem verantwortungsvollen Klimaschutzler Genüge getan.

## Abrissparty

**Leonardo Costadura**

möchte karnevalesken Ausnahmezustand und biedereren Alltag wieder klar unterscheiden wissen.



# Mit Fotos Mauern einreißen

Text **Oliver G. Hamm**



## Die Kunsthalle Rostock zeigt das Werk des Fotografen Dietmar Riemann. Seine Bilder dokumentieren mal melancholisch, mal bissig den Alltag in der DDR.

„Es ist offen“ – der mit Kreide auf dem heruntergelassenen Rollladen eines in Ost-Berlin fotografierten Schaufensters geschriebene Hinweis (der sinngemäß auch für die nach dreijähriger Generalsanierung wiedereröffnete Kunsthalle Rostock gilt, siehe Seite XX) hatte zum Zeitpunkt der Aufnahme 1986 für den Fotografen noch eine ganz andere Facette als die im Bildmotiv offensichtliche ironische: In diesem Jahr hatte der 1950 geborene und in Sachsen aufgewachsene Dietmar Riemann seinen Antrag auf ständige Ausreise und auf Entlassung aus der Staatsbürgerschaft der DDR eingereicht – mit offenem Ausgang. Tatsächlich konnte er, nach fast vierjährigem Hoffen und Bangen, kurz vor dem Mauer-

fall 1989 mit seiner Familie in die Bundesrepublik Deutschland übersiedeln.

Das Jahr 1986 war eine Zäsur im Leben des Fotografen, die auch die aktuelle Werkschau seiner in der DDR entstandenen Fotografien prägt. Bei Riemanns frühen Serien stand der Mensch im Fokus der Aufnahmen, als Individuum innerhalb einer Gemeinschaft. In „Renntage – Menschen auf der Trabrennbahn (Ost-)Berlin-Karlsborst“ (1975–76/1979) porträtierte Riemann eine erstaunlich vielseitige Schar von Menschen, die ihren öffentlichen Sonntagsauftritt geradezu zelebrierten: der alternde Dandy im hellen Anzug mit Fliege, die junge Frau im gefütterten Kunstleder-mantel mit Pudeln auf dem Arm, der wie die

Persiflage eines Mafiabosses Angezogene mit Hut, bunter Krawatte, Nadelstreifenanzug und Zigarre im Mundwinkel, aber auch vier „Normalbürger“ in Alltagskleidung, die sich – um einen besseren Blick auf das Rennengeschehen zu haben – in Socken auf eine Bank gestellt und ihre Schuhe ordentlich darunter abgelegt haben.

Mit seiner Diplomarbeit an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig („Was für eine Insel in was für einem Meer – Menschen in den Samariteranstalten Fürstenwalde“, 1979–80; mit einem Text von Franz Fühmann 1986 als Buch veröffentlicht) vermittelte er vielschichtige Eindrücke vom Leben in einer Behinderteneinrichtung; mit der 1984–85 entstandenen Serie „Warten – Fotografien aus dem Pflegeheim St. Elisabeth-Stift Berlin“ fokussierte er die letzte Etappe im Leben von alten Leuten. Insbesondere für die Zuwendung der Bewohner untereinander und für die Fürsorge der Pfleger in diesen „geschlossenen Gesellschaften“ hatte Riemann einen besonderen Blick.

Die auf die räumliche Enge fokussierenden und weitgehend menschenleeren Aufnahmen der Serie „Ost-Berliner Hinterhöfe“ (1976/1986) kündigt bereits einen Paradigmenwechsel des Fotografen an. Stehen hier – bei aller Tristesse in den in Schwarzweiß abgelichteten Motiven – noch die künstlerischen Bildkompositionen im Mittelpunkt, lesen sich die Fotos der bereits im Jahr vor der Abgabe seines Ausreiseantrages begonnenen Serie „Wände, Mauern, Zäune und andere Begrenzungen“ (1985–89) wie bildnerische Kommentare der eigenen Ausgrenzung. Tatsächlich verfasste Riemann ab 1986 ein mit ebenjeneren Fotos illustriertes Tagebuch, das Aufschluss über seine Sorgen und Ängste jener Zeit des Wartens, des erzwungenen Verharrens vor der (mehrfach illegal fotografierten) Staatsgrenze gibt. Zeitgleich arbeitete er auch an der Serie „Schaufenster“ (1986–89), mit der er einerseits den Mangel im Warenangebot und den oft schlechten baulichen Zustand in der DDR dokumentierte und andererseits die Übertünchung dieses Mangels durch Konsumparolen („Erlesenes für Genießer“) oder durch Staatssymbole kritisierte. Einen Teil der Schaufenster-Fotos konnte Riemann nach seiner Ankunft in Heidelberg in Farbe abziehen. Im Vergleich zu seinen Schwarzweiß-Abzügen derselben Serie belegen sie noch genauer die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit in der späten DDR.

„Bei der Betrachtung der Werke von Dietmar Riemann ist sie plötzlich wieder da, die graue, trostlose, heruntergewirtschaftete DDR – so, wie ich sie in Erinnerung habe“, schreibt Peter Keup, der die ersten 23 Jahre seines Lebens in der DDR

verbracht hat, in dem anlässlich der Ausstellung im Kerber Verlag erschienenen Buch. „Die Menschen auf seinen Bildern werden in ihrem grauen Umfeld mit Respekt und Wertschätzung präsentiert. (...) Dem Künstler gelingt es eindrucksvoll, sich für seine Mitbürger zu erklären und mehr noch, es gelingt ihm, die Betrachter seiner Bilder – damals wie heute – mitzunehmen, mitzunehmen in eine untergehende Welt.“ Die Bilder sind bis 23. Juli in der Kunsthalle Rostock zu sehen, danach werden sie noch im Kunsthaus Wiesbaden (27. September bis 26. November) und im Willy-Brandt-Haus Berlin (22. Januar bis 7. April 2024) gezeigt werden.

**Dietmar Riemann:**  
**Innere Angelegenheiten. Fotografien 1975–89**

Kunsthalle Rostock, Hamburger Straße 40, 18069 Rostock  
www.kunsthallerostock.de

Bis 23. Juli

Zur Ausstellung ist im Kerber Verlag das Buch „Dietmar Riemann. Foto-Grafiker“ erschienen, es kostet 40 Euro



Links: Aus der Reihe „Renntage“, 1975–76.  
Unten: Aus der Reihe „Wände, Mauern, Zäune und andere Begrenzungen“, 1985–86.  
Fotos: Dietmar Riemann